

Helga Grebing

Jüdische Intellektuelle und ihre politische Identität in der Weimarer Republik

Vorbemerkung

Die historische Rolle und Bedeutung der Intellektuellen jüdischer Herkunft hat mich im Kontext meiner Untersuchungen zur Ideen- und Theoriegeschichte des Sozialismus über die Jahrzehnte immer stärker beschäftigt. Einen ersten Versuch, die zusammengetragenen Informationen systematisch zu bündeln, stellte der Aufsatz im Archiv für Sozialgeschichte Bd. 37, 1997, über ‚Jüdische Intellektuelle in der Arbeiterbewegung zwischen den beiden Weltkriegen‘ dar; hier stand die Herkunfts- und Milieugeschichte im Vordergrund. Der folgende Beitrag erweitert den Interpretationsansatz um die Dimension der politischen Identität in der Weimarer Republik. Die Informationen zu diesem Thema sind ebenfalls breit gestreut in Monographien zur Rolle der Intellektuellen in der deutschen Geschichte, aber auch in Lokalstudien zur Geschichte der jüdischen Gemeinden in Deutschland zu finden. Deshalb habe ich, abgesehen von den direkten Zitaten, auf Anmerkungen im Einzelnen verzichtet und verweise auf die Literaturangaben in dem oben erwähnten Beitrag im Archiv für Sozialgeschichte. Neuere bzw. ergänzende Literatur wird im Anhang aufgeführt; dazu werden Hinweise auf grundsätzliche einführende Publikationen zu den Problemen jüdischer Identität gegeben.

Dieser Aufsatz ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den ich im Januar 2003 vor dem Freundeskreis des Lehrstuhls für jüdische Geschichte und Literatur an der Universität München und im Dezember 2003 im Hamburger Institut für die Geschichte der deutschen Juden gehalten habe. Der Direktorin des Instituts, Frau Dr. Stefanie Schüler-Springorum, danke ich für vielfältige Anregungen und manche kritische Korrektur im Laufe der Jahre unseres Gedankenaustausches.

Der Begriff ‚*Intellektuelle*‘ wird zumeist unreflektiert benutzt oder zu eng definiert. Um einen anwendungsorientierten Spielraum zu behalten, wird der Begriff deshalb im folgenden Sinne benutzt: Intellektuelle sind Menschen (Frauen und Männer), die ihre Positionen schreibend und redend reflektieren oder kommunikatorisch dazu beitragen, damit dies geschehen kann – sie können, müssen aber nicht akademisch gebildet sein.

‚*Jüdisch-Sein*, ein Jude sein, bedeutet nicht eingeschränkt das Bekenntnis der Zugehörigkeit zur jüdischen Religion oder allgemeiner zum Judentum, erschöpft sich auch nicht in der Selbstzurechnung zu ihm; es handelt sich hier vielmehr um ein Problem der nicht-identischen Identität. Auch hochgradig assimilierte Juden blieben – kultur-, sozial- und mentalitätsgeschichtlich betrachtet – Juden im Sinne eines idealtypisch kondensierten sozialen Verhaltensmusters. Vereinfacht lässt sich auch von jüdischer Herkunft sprechen.

Unter *Weimarer Republik* wird nicht einfach nur die in eine konkrete Verfassungsform gebrachte Organisation eines demokratischen Staates verstanden, sondern der Begriff be-

zeichnet das Kontinuum gesellschaftlich-politischer Verfasstheit zwischen dem Ende des monarchisch-autoritären Systems und dem Beginn der nationalsozialistischen diktatorischen Terrorherrschaft.

Politische Identität schließlich beschränkt sich nicht auf unmittelbare parteipolitisch fixierte Optionen, sondern bedeutet die Zuordnung zu politisch-gesellschaftlichen Strömungen.

In der Zeit der Weimarer Republik befanden sich die Juden in Deutschland auf dem Höhepunkt ihrer emanzipatorischen und assimilationistischen Bemühungen. Sie haben auf vielen politisch-kulturellen Ebenen prägende Kraft besessen und einen bis dahin nicht gegebenen Grad an Akzeptanz gefunden. Ein besonders hervorstechendes Beispiel dafür ist Max Liebermann, der weltbekannte und berühmte deutsche Impressionist und Porträtmaler, der in Deutschland vor ‚Seiner Majestät‘, Kaiser Wilhelm II., der die Lufthoheit über die kulturgenetischen Stammtische besaß, keine Gnade fand. Erst im republikanischen Deutschland erhielt er 1920, im Alter von 73 Jahren, das ihm längst gebührende kunst- und kulturpolitische Gewicht als Präsident der Preußischen Akademie der Künste. Er blieb es bis 1932 und wurde 1933 zum Austritt aus der Akademie gezwungen. Das zeigt an, dass Juden in der Weimarer Republik zugleich stärker gefährdet waren als jemals zuvor seit dem Beginn der Emanzipation, denn sie wurden nun zur Zielscheibe einer massengesellschaftlich verankerten militanten antisemitischen Agitation, die bis in die Arbeiterbewegung hineinreichen konnte.

Jüdische Intellektuelle in der Arbeiterbewegung

Jüdische Intellektuelle sind unter den Führern und Theoretikern der Arbeiterbewegung in Deutschland im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wahrscheinlich, gemessen am jüdischen Bevölkerungsanteil, überrepräsentiert gewesen. Dafür gibt es Erklärungen, die bis in die Weimarer Republik hineinwirkten. Jüdische Intellektuelle begriffen ihre eigene unterprivilegierte Stellung, die sie weitgehend von der ihrer sozialen Herkunft entsprechenden Partizipation an Gesellschaft und Staat ausschloss, als eine der Arbeiterschaft vergleichbare. Der Nationen übergreifende Charakter jüdischer Existenz bewirkte die Affinität zu den international begründeten Idealen des Sozialismus. Die allmähliche Loslösung von der jüdischen Glaubensgemeinschaft schuf auch ihnen wie vielen Intellektuellen einen geistigen Freiraum, in den eine andere Weltanschauungs- und Lebensgemeinschaft stoßen konnte: Eben der Sozialismus.

Andererseits begriffen jüdische Intellektuelle jüdische Traditionen ihrerseits als menschenbezogen und sahen schärfer als Intellektuelle anderer Herkunft in der sozialistischen Gesellschaft der Zukunft eine Art säkularisierter Endzeitperspektive, die durch das eigene kulturelle Erbe bestärkt wurde. Die Schärfe ihrer Beobachtungsfähigkeit am Rande der Gesellschaft trieb sie zu entschiedenen Reformforderungen oder sogar zur Akzeptanz des Revolutionspostulats. Nicht wenige jüdische Intellektuelle waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts von den religiösen Ursprüngen ihres Judentums bereits so weit entfernt, dass sie keine oder doch keine nachhaltige Prägung durch die jüdische Religion, ja selbst durch die jüdische Alltagskultur mehr erfahren hatten. Sie kannten keine besondere jüdische Identität mehr und

sahen deshalb die Lösung dessen, was die die Gesellschaft beherrschenden Kräfte als ‚Judenfrage‘ definierten, in der durch die Arbeiterbewegung zu erkämpfenden sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Widerwillig oder fatalistisch nahmen sie hin, nun einmal ‚Jude‘ zu sein. Rosa Luxemburgs zartbittere Worte fallen einem ein, die sie 1917 in einem Brief an ihre Freundin Mathilde Wurm, auch eine jüdische Intellektuelle, aus der Festung Wronke schrieb: „Was willst Du mit den speziellen Judenschmerzen? Mir sind die armen Opfer der Gummiplantagen in Putomayo, die Neger in Afrika [...] ebenso nahe“, und sie betonte, „dass ich keinen Sonderwinkel im Herzen für das Getto habe, ich fühle mich in der ganzen Welt zu Hause, wo es Wolken, Vögel und Menschentränen gibt“.¹ Walter Fabian, eine Generation jünger, bekannte, dass das Judentum in seiner Familientradition keine Rolle gespielt habe, „außer, dass es eben Schicksal war, dass wir als Juden geboren waren“.²

Je mehr es sich zeigte, dass es notwendigerweise unmöglich war, die Erwartungshaltung, die von den herrschenden meinungs- und willensbildenden Teilen der Gesellschaft an Juden herangetragen wurden und die sie selbst zu erfüllen trachteten, nämlich so deutsch wie die Deutschen zu sein, um so mehr wuchs die Kraft, den Sozialismus als Überwindung der transitorischen Existenz voraus zu denken (oder, worüber hier nicht zu reden ist, die Revitalisierung und Erneuerung der jüdischen Traditionen als neue Zielpunkte zu gewinnen). In beiden Fällen befreite man sich aus der als unerträglich empfundenen Doppelexistenz, die zu einer nicht-identischen Identität zwang.

Das war womöglich vor allem ein Problem der ‚freischwebenden‘ Intellektuellen und vieler Akademiker und kaum eines des ökonomisch reüssierten jüdischen Wirtschaftsbürgertums. Aber es war ja nun gerade Walther Rathenau, aus der Welt des mit deutscher Hochkultur gesättigten Bürgertums kommend und ein erfolgreicher Unternehmer dazu, der von vorn herein bekannte, „dass ich Jude bin“; er wollte zwar aus der jüdischen Gemeinde austreten, tat es dann aber doch nicht und weigerte sich bis zum Ende seines Lebens, zum Christentum überzutreten, empfand sich als jüdischer Deutscher und stand unter dem Druck permanenter Selbstbehauptungsversuche. Kultur, deutsche Kultur, galt als das Kriterium für gelungene Assimilation. Wie schrieb doch Thomas Mann an seinen Bruder Heinrich über das Haus seiner künftigen Schwiegereltern, der Pringsheims in München: „Kein Gedanke an Judentum kommt auf, diesen Leuten gegenüber; man spürt nichts als Kultur.“³

1 Rosa Luxemburg: *Das Menschliche entscheidet*. Brief an Freunde, München 1958, S. 13.

2 Walter Fabian: *Mit sanfter Beharrlichkeit*. Ausgewählte Aufsätze 1924–1991, Frankfurt am Main 1992, S. 20.

3 Zitiert nach Marianne Krüll: *Im Netz der Zauberer*. Eine andere Geschichte der Familie Mann, Frankfurt am Main 1993, S. 175f.

Jüdische Intellektuelle und sozialdemokratische Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik

Diese Beziehung war eine Erfolgsgeschichte, denn die innovativen Züge der Weimarer sozialdemokratischen Arbeiterbewegung verdankte diese Juden als Anregern, Anstiftern, Vollendern. Da war einmal die Über-Bildungsbürgerlichkeit, der die Sozialdemokratie nicht mehr widerstrebte. Ihrem Herkunftsmilieu nach kamen die jüdischen Intellektuellen in der Sozialdemokratie überwiegend aus dem wohlhabenden, allenfalls durch die Inflation beschädigten bürgerlichen Mittelstand der großen Städte (Berlin, Frankfurt am Main, Breslau, Königsberg, Dresden); nur vereinzelt waren die Väter Handwerker, Techniker, Arbeiter. Sie selbst hatten vorwiegend Rechtswissenschaft oder Nationalökonomie, aber auch Philosophie studiert; gelegentlich auch Medizin. Dass sie überwiegend als Redakteure und freie Publizisten arbeiteten, entsprach der überkommenen allgemeinen Berufsstruktur der jüdischen Bevölkerung in Deutschland. Überraschend hoch war die Zahl der Hochschullehrer – von 56 untersuchten Biographien immerhin acht (Max Adler, Eduard Heimann, Hermann Heller, Adolf Löwe, Siegfried Marck, Leonard Nelson, Arthur Rosenberg, Hugo Sinzheimer), was sich teilweise aus dem moderaten Liberalisierungsschub republikanischer Kultusbürokratie besonders in Preußen und einzelnen süddeutschen Ländern erklärt. Die meisten Intellektuellen jüdischer Herkunft waren bereits vom Elternhaus bestimmt (nur ein Vater, der des späteren SED-Politikers Albert Norden, war Rabbiner in Elberfeld) oder als Folge der Auseinandersetzung mit ihm religionslos bzw. bezeichneten sich so.

Was sie gewissermaßen als Ausdruck der Sozialfigur des jüdischen Intellektuellen erscheinen ließ, war das ihnen eigene hohe Maß an kultureller Präsenz, die beeindruckende Breite ihrer Bildung und eine fast grenzenlose Weltläufigkeit im Denken und Handeln. Als Beispiel sei der bereits 1930 verstorbene Paul Levi (geboren 1883 in Hechingen, dem Ursprungsort der Hohenzollern) genannt: 1901 SPD, 1918 KPD, ihr Vorsitzender bis 1921, nach Ausschluss wieder SPD, führender Kopf ihres linken Flügels, ein brillanter Redner im Reichstag, als promovierter Rechtsanwalt Verteidiger Rosa Luxemburgs, Kenner der Klassischen Philologie, der Alten Geschichte, Kunstsammler ...

Auf dem Gebiet der Theoriebildung und -erneuerung waren es Intellektuelle jüdischer Herkunft, die die sozialdemokratische Arbeiterbewegung auf die Höhe der Zeit brachten, z.T. mit einer Wirkungsgeschichte, die bis zum Ende des 20. Jahrhunderts reichte. Rudolf Hilferding (geboren 1877 in Wien, umgekommen 1941 in einem Pariser Gestapo-Gefängnis) war ursprünglich Arzt gewesen und hatte sich dann der Nationalökonomie zugewandt. Er galt zu recht als ein Marx kritisch folgender hochkompetenter Theoretiker und war als Reichsfinanzminister ein geachteter, wenn auch umstrittener Praktiker. Für Hilferding bot die Weimarer Republik, obwohl ihrer sozioökonomischen Struktur nach eine kapitalistische Demokratie, der Arbeiterbewegung die Chance zu antagonistisch organisierter Gegenmachtbildung des Proletariats. Bis zur Übernahme der Staatsgewalt auf legalem Wege wuchs parallel durch die Veränderungen in der organischen Zusammensetzung des Kapitals Hilferdings Auffassung nach die Möglichkeit, das kapitalistische Prinzip der freien Konkurrenz durch das sozialistische Prinzip der planmäßigen Produktion zu ersetzen. Zu dieser Erwartung eines friedlichen Hineinwach-

sens in den Sozialismus gehörte die Überzeugung, dass es möglich sein müsse, den katastrophischen Charakter der zyklischen Krisen im Kapitalismus zu entschärfen und aus ihnen nur noch Schwankungen im Konjunkturzyklus zu machen.

Hilferding war der Herausgeber der theoretischen Zeitschrift der SPD „Die Gesellschaft“ und scharte als solcher eine Reihe von Intellektuellen, meist jüdischer Herkunft, um sich, die seine Vorgaben vertieften oder erweiterten: Fritz Naphtali mit seinem Konzept der Wirtschaftsdemokratie, Alfred Braunthal, Eduard Heimann, Adolf Löwe, vor allem Hugo Sinzheimer, den Begründer des modernen Arbeitsrechts, mit seinen jungen, alle um 1900 geborenen Leuten: Ernst Fraenkel, Franz Leopold Neumann, Otto Kirchheimer, Otto Kahn-Freund, die als Rechtsvertreter des SPD-Parteivorstandes und von Gewerkschaftsverbänden, als Dozenten an Partei- und Gewerkschaftsschulen sowie als Publizisten in der Partei- und Gewerkschaftspresse viel dazu beitrugen, die sozialistische Utopie zwar nicht aufzugeben, aber auf ein realistisches Maß zurückzuschneiden.

Zum Antipoden Hilferdings und seines Kreises wurde Fritz Sternberg (1895–1963), ein Prototyp des jüdischen Intellektuellen in der sozialistischen Arbeiterbewegung. Sternberg stammte aus einer wohlhabenden Breslauer Familie, die nicht mehr orthodox, aber auch nicht liberal und schon gar nicht assimiliert war. Die Herkunft der Mutter aus dem Shtetl Krottoschin/Provinz Posen war noch nicht vergessen. Nach einer Begegnung mit Martin Buber im Jahre 1911 schloss sich Sternberg der jüdischen Jugendgruppe ‚Blau weiß‘ und später den Volkssozialisten an. Seine Dissertation aus dem Jahre 1917 verfasste er, der als Soldat auch mit dem jüdischen ‚Bund‘ in Berührung gekommen war, über das Thema: „Die Juden als Träger einer neuen Wirtschaft in Palästina“. Nach der Trennung von den Volkssozialisten schloss er sich der ‚Poale Zion‘ an, einer Gruppe innerhalb der jüdischen Arbeiterbewegung, die eine Synthese von Marxismus und Zionismus anstrebte und einen jüdischen Nationalstaat in Palästina zunächst ablehnte. 1919 wurde Sternberg Mitarbeiter von Franz Oppenheimer an der Universität Frankfurt, war eine Zeitlang eine Art Hauslehrer in der Familie Buber, gehörte zum Diskussionskreis von Samuel Joseph Agnon in Bad Homburg und hielt im Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt am Main Vorträge. Sternberg galt damals – wie Gershom Scholem überliefert – als „einer der fähigsten Köpfe der jüngeren Generation im Zionismus“.⁴

1923/24 kam es zu einem Zerwürfnis mit Oppenheimer und zur Trennung Sternbergs von den zionistischen Projekten. Sternberg hatte Zweifel an den genossenschaftsdemokratischen Siedlungskonzepten in Palästina und befürchtete eine zunehmend religiös-ideologische Verengung des Zionismus. Er seinerseits entwickelte die imperialismustheoretischen Ansätze von Rosa Luxemburg weiter; 1926 erschien sein opus magnum „Der Imperialismus“, in dem er den Beweis zu führen versuchte, dass sich die durch den Weltkrieg nicht erledigte Krise der kapitalistischen Expansion absehbar und massiver noch im Weltmaßstab wiederholen würde. Der kommende Krieg und in seinem Gefolge der Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise würde jedoch nicht notwendig zum Sozialismus

⁴ Gershom Scholem: Walter Benjamin – die Geschichte einer Freundschaft, Frankfurt am Main 1975, S. 149f.

führen; es bestehe vielmehr auch die Gefahr des Absturzes in die Barbarei. Deshalb müsse, bevor ökonomisch die Sozialisierungsreife erreicht sei, durch die politische Revolution der Arbeiterklasse, wie Sternberg, Leninschen Theoremen angenähert, befand, die gesellschaftliche Machtfrage gelöst werden.

Mit diesen Botschaften wurde Sternberg der Theoretiker der linken Sozialisten, und er gewann in und außerhalb der SPD großen Einfluss auf die nichtkommunistische Arbeiterjugendbewegung: Er wurde „der Lehrer einer ganzen Generation junger Sozialisten“, schreibt Franz Walter.⁵ Hans Mayer, gerade am Beginn seines Weges als jüdischer Intellektueller in der Arbeiterbewegung, der Sternberg 1930 kennen lernte, schrieb in seinen Erinnerungen: Sternberg wurde in dieser Zeit „der Volkstribun eines Typus, den es in Deutschland kaum gegeben hat in der wirklichen Arbeiterpolitik“ – „ein jüdischer Danton gleichsam“.⁶ Mitte der 30er Jahre distanzierte Sternberg sich deutlich von der stalinisierten Sowjetunion, aber auch vom Leninismus, was ihn auf den Weg zu einem demokratischen Sozialismus führte, wie ihn einer seiner einstigen jugendlichen Anhänger, Willy Brandt, dann nach 1945 in der SPD vertreten hat.

Eine überaus bedeutende Rolle haben jüdische Intellektuelle bei dem Versuch gespielt, das Proletariat zum „neuen Menschen“ zu erziehen. Max Adler, der Wiener Philosoph, einer der expliziten Kantianer im Austromarxismus, entwickelte das Konzept einer sozialistischen Erziehung, in deren Mittelpunkt „die Reform des Bewusstseins“ stehen sollte. Ihm folgten viele jüngere Erzieher, die durchaus auch eine praktische Orientierung vorzuweisen hatten wie Kurt Löwenstein mit der Kinderfreundebewegung, Hermann Heller in der Erwachsenenbildung, Walter Fabian in der Arbeiterjugendbildung. Der Breslauer Philosoph Siegfried Marck bildete das Zentrum einer breiten linken Allianz aus jüdischen Akademikern, Lehrern aus weltlichen Schulen, Jungsozialisten und gewerkschaftlich organisierten Metallarbeitern, die mit ihrem praktisch gewendeten Postulat der Einheit der demokratischen Republik und des Klassenkampfes weit über Breslau hinaus Aufmerksamkeit fand. Zutreffend sah man darin bereits zeitgenössisch das Modell einer linken Volkspartei.

Eine radikale Variante politischer Identitätsbildung stellten Teile der jüdischen Jugendbewegung in der Weimarer Republik dar. Der von Hans Litten und Max Fürst geführte „Schwarze Haufen“ war dezidiert jüdisch, nicht-zionistisch, nicht-religiös, anti-bürgerlich, scharf anti-(deutsch)national. „Wir sind jüdisch kraft unserer Abstammung und wir sprechen deutsch“⁷, hieß es. Diese Gruppe beendete ihre Metamorphose damit, dass sich alsbald viele ihrer Mitglieder in den Jugendorganisationen der Arbeiterbewegung, auch und gerade in der kommunistischen, zu aktiver politischer Arbeit einfanden.

Als außerordentlich einflussreich für die ethische Begründung des Sozialismus erwies sich die Gruppe der Religiösen Sozialisten, die sich aus dem protestantisch-intellektuellen Um-

5 Franz Walter: *Nationale Romantik und revolutionärer Mythos. Politik und Lebensweise im frühen Weimarer Jungsozialismus*, Berlin 1986, S. 157f.

6 Hans Mayer: *Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen Bd.1*, Frankfurt am Main 1982, S. 136f.

7 Knut Bergbauer/Stefanie Schüler-Springorum: *„Wir sind jung, die Welt ist offen.“ Eine jüdische Jugendgruppe im 20. Jahrhundert*, Berlin 2002, S. 18.

feld von Paul Tillich rekrutierten, zu denen sich aber auch jüdische Intellektuelle wie Eduard Heimann und Adolf Löwe, beide bereits namhafte Nationalökonominnen, zählten. Zwischen den Religiösen Sozialisten und dem Sozialismus-Konzept von Martin Buber bestanden erhebliche Schnittmengen. Buber war ja stark beeinflusst von der ebenfalls protestantisch geprägten Schweizer Richtung des Religiösen Sozialismus um Leonhard Ragaz. Er stand auch persönlich und philosophisch dem anarcho-libertären Sozialisten Gustav Landauer nahe, der 1919 während der bayerischen Revolution in München von konterrevolutionären Soldaten ermordet worden war. Landauers partei- und richtungsfreier Sozialismus speiste sich aus deutscher Romantik und jüdischem Messianismus. Buber selbst hat immer wieder direkt oder indirekt Landauers utopischen Sozialismus in seine Dimension des Sozialismus hinein gewoben.

Es waren zwei jüdische Intellektuelle, die in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung resonanzreich darum bemüht waren, die Position zwischen der nationalstaatlichen Realität und dem internationalistischen Grundprinzipien der Arbeiterbewegung neu zu bestimmen. Max Adler, damals bereits Anfang fünfzig, blieb dabei: „Schon heute müssen wir Sozialisten neue Menschen werden, die mit den bürgerlichen Vorstellungen überhaupt und von Staat und Nation besonders vollständig gebrochen haben.“⁸ Hermann Heller, mit Anfang dreißig einer neuen Generation angehörend, drehte die Argumentation um: Die Bedeutung der Nation im Zeitalter der Demokratie bestehe darin, zum staatlichen Organisationsprinzip zu werden. Daraus resultiere die Aufgabe der Arbeiterbewegung, sich in die nationale Kulturgemeinschaft „hineinzukämpfen“: „Der Klassenkampf ist eine unbedingte Notwendigkeit, er darf aber nicht gegen, sondern er muss um Staat und Nation gekämpft werden.“⁹

Es wäre noch von einer Reihe von nicht unbedeutenden sozialdemokratischen, eher praxisorientierten Politikern zu berichten, die jüdischer Herkunft waren und sich dessen auch bewusst blieben, darunter eine Reihe von Frauen: Ernst Heilmann, der Vorsitzende der SPD-Fraktion im Preußischen Landtag, Paul Hertz, der Sekretär der SPD-Reichstagsfraktion, Siegfried Aufhäuser, der Vorsitzende der Angestelltengewerkschaft, die dezediert linke Toni Sender, die wirtschafts- und sozialpolitische Sprecherin der SPD-Reichstagsfraktion, die Neuköllner Stadtärztin Käte Frankenthal, Abgeordnete des Preußischen Landtags – alle waren sie sich ihrer vielfach begründeten Sonderstellung am Ende der Weimarer Republik bewusst geworden. Käte Frankenthal wusste spätestens 1932: „Ich passe in jede Kategorie, die von den Nazis verabscheut wurde: Jüdin, Sozialistin, Volksverhetzer, emanzipiertes Weib.“¹⁰

In dieser Reihe steht auch Oskar Cohn, der kürzlich in Ludger Heid seinen Biographen gefunden hat, nachdem er in der Geschichte fast verschollen war. Oskar Cohn, Jurist, befreundet mit Karl Liebknecht, gehörte politisch als Reichstagsmitglied zum linken Flügel der

8 Hermann Heller: *Gesammelte Schriften* Bd.1, hrsg. von Martin Drath u. Christoph Müller, Leiden 1971, S. 537f.

9 Ebenda S. 550f.

10 Käte Frankenthal: *Der dreifache Fluch: Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin. Lebenserinnerungen einer Ärztin in Deutschland und im Exil*, Frankfurt am Main 1981, S. 190.

SPD-Fraktion und später zur USPD. Er war Vertrauter Hugo Haases. Cohn versuchte alles in seiner Person zusammenzubringen: Sozialist, Demokrat, Pazifist, Jude, Zionist zu sein, und das alles in Deutschland, als Deutscher. Aber es passte nicht zusammen, und übrig blieb von seinem so breit ausgelegten Identitätsstreben das Jüdisch-Sein in einer differenzierten Form: Nicht religiös besetzt, aber verwurzelt in der jüdischen Tradition, Kultur und Ethik. In dieser Form blieb er ‚allein‘, kein Fall, kein Beispiel, ein Unikat, höchstens repräsentativ dafür, dass es ein unbestimmbares Maß an Variabilität jüdischer Existenz, in Deutschland zumal, gegeben hat. Auf zwei weitere jüdische Intellektuelle sei hingewiesen, die bekennende Sozialdemokraten gewesen sind und deren Leben erweiternde Hinweise für die Frage nach der Identitätsbildung bringt. Der Münchner Rechtsanwalt Philipp Löwenfeld (1887–1963) war bereits 1912 als Student Sozialdemokrat geworden und zählte sich zu den Reformisten. Er war gut bekannt mit Kurt Eisner. Obwohl er nach 1919 politische Aufgaben hätte übernehmen können, blieb er Rechtsanwalt und wurde neben Wilhelm Hoegner einer der schärfsten Kontrahenten der bayerischen Nazis Wilhelm Frick, Hans Frank, Ernst Röhm. Noch am 28. Januar 1933 sprach er im Sitzungssaal des Preußischen Herrenhauses in Berlin vor sozialdemokratischen Juristen über „Das Strafrecht als politische Waffe“; dieser Vortrag wurde von der SPD sogar noch gedruckt und im Wahlkampf für die letzten Reichstagswahlen am 5. März 1933 verwendet. Am 11. März emigrierte Löwenfeld in die Schweiz.

Über Paul Ludwig Landsbergs (1901–1944) politische Arbeit in der Weimarer Republik gibt es noch nicht viel mitzuteilen; mehr dagegen ist über sein Schicksal im Exil zu berichten.¹¹ Er starb Pfingsten 1944 unentdeckt als der, der er eigentlich war, als französischer Arzt Paul Richert im KZ Sachsenhausen an Auszehrung und Entkräftung. Landsberg war der Sohn des Bonner Strafrechtlers Ernst Landsberg, der der einzige jüdische Rektor gewesen ist, den die Universität Bonn je hatte, Verfasser einer dreibändigen Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. Der junge Landsberg war 1930 Privatdozent für das Fach Philosophie in Bonn und bereits seit seiner Schulzeit Marx-Anhänger, linker Sozialdemokrat, Republikaner – ein Paradefall der jüngeren Generation für deren Fähigkeit zur Gestaltung einer sozialdemokratischen Republik. Auch Landsberg floh Anfang März 1933 aus Deutschland. Sein Vater war bereits 1927 gestorben, seine Mutter warf sich wenige Jahre nach der nationalsozialistischen Machtergreifung am Bonner Bahnhof vor einen Zug; sein Bruder war 1918 als Neunzehnjähriger gefallen.

Die Biographie Oskar Cohns gibt Veranlassung, der Frage nach den möglichen antisemitischen Spuren in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik nachzugehen. Offiziell war Antisemitismus, auch nur Anklänge daran, verpönt, aber faktisch-unterschwellig vorhanden. Jüdische Themen wurden mehr und mehr unterdrückt, Juden, wie Cohn, aus ihren repräsentativen Positionen verdrängt und immer weniger wurden auf sicheren Plätzen der Wahllisten aufgestellt. Oft ließ es sich nicht unterscheiden, ob das Jude-Sein oder das Linksoppositionell-Sein der entscheidende Faktor war. Aber die bekannten Namen der Hilferding, Heilmann und Hertz täuschten darüber hinweg.

11 Die Informationen über Paul Ludwig Landsberg verdanke ich Dr. Thomas Becker, dem Leiter des Archivs der Universität Bonn.

Die Sozialdemokratie war, wie neuere Forschungen belegen, sehr wohl intensiv darum bemüht, und zwar bereits seit 1923, das Wesen des Nationalsozialismus zu begreifen und ihn zu bekämpfen. Die Schemata dieser Bemühungen mögen teilweise etwas schlicht gewesen sein – die NS-Bewegung blieb Knecht des Großkapitals; es gab aber in den Reihen der SPD, nicht nur unter den Linksozialisten, seriöse Interpreten – denkt man an Carlo Mierendorff oder den erst neuerdings ins Blickfeld gekommenen Walter Gyßling, der als Nichtjude im Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens mitarbeitete. Gyßling kann als einer der wenigen Autoren angesehen werden, die das rassenideologische Geschwafel der Nationalsozialisten in seiner Gefährlichkeit ernst nahmen. Die allgemeine Verharmlosung der zentralen ideologischen antisemitisch-rassistischen Stoßrichtung der Nationalsozialisten ist gewiss ein Grund, warum sich die Sozialdemokraten unvorbereitet auf deren Militanz erwiesen.

Jüdische Intellektuelle in der KPD

In der KPD gab es während der Zeit der Weimarer Republik generell kaum jüdische Intellektuelle – und wenn doch, dann wurden sie ausgeschlossen wie Werner Scholem, der später im KZ Buchenwald ermordet wurde, Ruth Fischer, die in jungen Jahren zur ultralinken Fraktion der KPD gehörte und in der Emigration zur leidenschaftlichen Streiterin gegen den stalinistischen Kommunismus wurde, und Heinz Neumann, der bei den Säuberungen in der Sowjetunion in den 30er Jahren ‚liquidiert‘ wurde.

Nennen müsste man auch noch den Althistoriker (und ersten Historiker der Revolution von 1918/19) Arthur Rosenberg, der als Monarchist begonnen hatte und dann in der Emigration wohl zur jüdischen Religion zurückfand. Mehr ist über jüdische Intellektuelle in der KPD nicht zu sagen: Die dogmatische Stalinisierung des Kommunismus gab Intellektuellen generell keinen Spielraum. Hier sei an Walter Benjamin erinnert, der nach seinem Moskauer Tagebuch 1926/27 den Eintritt in die KPD erwoh und wieder verwarf in Anbetracht der politischen Praxis der Partei, die die völlige Preisgabe der privaten Unabhängigkeit zur Folge hatte. Ähnlich hatte ein anderer (nichtjüdischer) Intellektueller, Johannes R. Becher, hier freilich positiv akzentuiert, empfunden, als er sich der KPD anschloss: Die Intellektuellen müssten sich selbst aufgeben, also sich selbst abschaffen, damit sie dem Proletariat dienen könnten.

Die Freischwebenden

Das Beispiel Walter Benjamins fordert auf, ein weiteres Phänomen intellektuellen Verhaltens in einer genaueren Betrachtung zu würdigen: die so genannten ‚Freischwebenden‘ die Karl Mannheim nicht als Bindungslose verstanden wissen wollte. Unter den jüdischen Intellektuellen gab es viele solcher mehr oder weniger arbeiterbewegungsnahen Zwischenpositionen. Die ganze ältere Generation der späteren Frankfurter Schule, allen voran Max Horkheimer, gehörte dazu. Horkheimer war Wortführer derjenigen Anhänger der Kritischen Theorie, die zwar die Interessen der Gesamtklasse des Proletariats vertreten wollten, sich aber deshalb gleichzeitig gegenüber den sozialen Fraktionen und politischen Parteien der Arbeiterbewegung als unparteiisch distanzieren zu müssen glaubten.

Eine dem entgegengesetzte Position nahm Ernst Bloch ein. Er, für dessen Philosophie von der Frühzeit bis zum Tode der Bezugspunkt der jüdisch-christliche Chiliasmus war, hatte in den 1920er Jahren ‚Moskau‘ als ‚sein Jerusalem‘ entdeckt, und daran hielt er quer zu allen Möglichkeiten, sich zu korrigieren, bis zu seiner Rückkehr aus der Emigration in die DDR (noch über den 20. Parteitag der KPdSU 1953 hinaus) fest. Hier gäbe es nicht wenige Intellektuelle zu nennen, die sich ähnlich verhielten und sich nun die Frage stellen lassen müssen: „Warum so viel freiwillige Blindheit?“¹²

Von weiteren Personen, die durchaus für unsere Fragestellung nach der politischen Identität der jüdischen Intellektuellen in der Weimarer Republik wichtig wären, ist in diesem Kontext nicht zu reden – sie waren erst auf dem Wege zu einer politischen Identitätsfindung; man denke an Herbert Marcuse, der als Soldatenrat der USPD angehört hatte, sich von ihr aber nach zwei Jahren 1919 trennte, philosophisch ins Heidegger-Fahrwasser geriet und erst mit Beginn der 30er Jahre über das Frankfurter Institut für Sozialforschung seinen uns bekannten politisch-theoretischen Kurs fand. Auch Hannah Arendt, 1906 geboren und durch ihre Familie sozialdemokratisch sozialisiert, hat erst mit dem Beginn der Verfolgung nach der ihr angemessenen politischen Identität zu fragen begonnen.

Existenzielle Identitätsfindung

Auch für die hier vorgestellten Intellektuellen jüdischer Herkunft stellte sich über die politische Identitätsfindung hinausreichend die existenziell noch tiefer gehende Frage: Was war man? Jude oder Deutscher, deutscher Jude, Jude in Deutschland oder Deutscher und dann noch irgendwie in der Art einer Schicksalsgemeinschaft auch und gleichzeitig Jude? Aber konnte man als Jude denn je Deutscher sein, da sich doch die Deutschen nur als Deutsche ohne Juden verstehen mochten? Die Vielfalt möglicher Antworten ist bekannt – denkt man allein an Theodor Lessing, Kurt Tucholsky, Jacob Wassermann, Alfred Döblin, Joseph Roth, Lion Feuchtwanger.

Lion Feuchtwanger, einer der international berühmtesten deutschen Schriftsteller, hat sich öfter die Frage vorgelegt, ob er nun ein deutscher, ein jüdischer oder ein internationaler Schriftsteller sei. Er fand die Antwort für sich, dass er in Sprache und Form deutsch und in den Inhalten seines Werkes jüdisch sei. Für ihn, den Spross einer alteingesessenen bürgerlichen Mittelschicht in München – die die bayerische Heimat liebte und eher bajuwarisch als deutsch, aber gleichzeitig orthodox jüdisch war – war es vielleicht einfacher, sich selbst zu finden. Als Feuchtwanger nicht mehr Deutscher sein durfte und längst kein Bayer mehr war, konnte er Jude und Kosmopolit bleiben. Und er konnte „Vom Glück und Ende der deutschen Juden“ sprechen. Er jedenfalls hat im Exil ein wesentliches Stück seiner Identität behalten können – anders als Walter Benjamin, Stefan Zweig, Ernst Toller, Walter Hasenclever, die ihrem Leben ein Ende setzten.

12 Vgl. Helga Grebing: Warum so viel „freiwillige Blindheit“? Betrachtungen zur Legitimation kommunistischer terroristischer Herrschaft, in: Richard Saage (Hg.): Das Scheitern diktatorischer Legitimationsmuster und die Zukunftsfähigkeit der Demokratie, Berlin 1995, S. 35–46.

Es soll noch auf zwei Beispiele eingegangen werden, bei denen die existentielle Identitätsfindung eng mit den gewählten politischen Optionen verbunden war. Franz Oppenheimer, Arzt, Soziologe und der Theoretiker eines ‚liberalen Sozialismus‘, 1864 als Sohn des Predigers der liberalen jüdischen Gemeinde in Berlin geboren, fühlte sich als Deutscher, der deutschen Geist und deutsche Kultur geradezu zu verkörpern trachtete. Gleichzeitig verstand und fühlte er sich als Jude. Bereits 1903 hatte er in einer Rede auf dem 6. Zionistischen Kongress in Basel die wesentlichen Züge der späteren genossenschaftlichen Entwicklung der Landwirtschaft in Palästina bzw. in Israel vorweggenommen. Palästina dachte er sich als eine Art nahöstlicher Schweiz und lehnte eindeutig jede Form des jüdischen Chauvinismus ab. Als er 1933 – wie er sich ausdrückte – sein Vaterland zu verlassen gezwungen war, fand er nicht in Palästina eine neue Heimat, sondern starb 1943, beinahe achtzig Jahre alt, in Los Angeles, wo er zufällig hingekommen war.

Das zweite Beispiel ist womöglich noch bemerkenswerter. Hans Rothfels, 1891 als Sohn jüdischer Eltern in Kassel geboren, begann 1909 in Freiburg zu studieren, von Franz Rosenzweig auf das dort lehrende Haupt der neo-rankeanischen Historiographie, Friedrich Meinecke, aufmerksam gemacht. 1910 trat er, der sich inzwischen als Wahlpreuße gesamtdeutscher Färbung verstand, zum Protestantismus über. Schwerkriegsbeschädigt durch eine Beinamputation (nach einem Reitunfall), gehörte er nach 1918 zu Meineckes Eliteschülern. Von 1926 bis 1934 Ordinarius für moderne europäische Geschichte an der Universität Königsberg i. P., hat er in dieser Zeit scharf national-konservative Positionen vertreten und eine autoritär-konservativ-revolutionäre Nationalitätenpolitik inauguriert, deren Teilschnittmenen mit nationalsozialistischen weltanschaulichen Postulaten auf der Hand liegen. Er fühlte sich auch noch 1933 als deutscher Patriot, als Repräsentant des protestantischen Bildungsbürgertums, als er längst als nichts anderes mehr in seinem Vaterland galt als ein zu verfolgender Jude. Wohl erst die Emigration hat ihn zur Korrektur seiner politischen Identität veranlassen können.

Dem Postulat des Literaturwissenschaftlers Erich von Kahler, auch er jüdischer Herkunft, in seinem Essay über „Juden und Deutsche“ aus dem Jahre 1930 selbstreflektiert zu folgen, war offensichtlich für viele Intellektuelle jüdischer Herkunft unter ‚normalen‘ Bedingungen unüberwindbar schwierig, jedenfalls in Deutschland: Richtige Juden bleiben Juden und entscheiden sich, Deutsche zu sein.

Über die politische Bedeutung der nicht-identischen Identität

Zum Schluss möchte ich doch noch versuchen, auf *die politische Bedeutung* der hier vorgetragenen Identitätsfindungsprozesse einzugehen. In den Anfangsjahren der Weimarer Republik wurden ungeheuer stimulierende Kräfte innerhalb des Spektrums der linken Intellektuellen mobilisiert. Und gerade Juden sahen – auf dem Höhepunkt ihrer Befreiung von den ihre Entwicklung hemmenden Lasten der alten monarchisch-autoritären politischen Ordnung – die Lösung dessen, was die aus den Fugen geratende Gesellschaft ihnen unverändert als die ‚Judenfrage‘ aufdrängte, in einer von der Arbeiterbewegung erkämpften neuen, der sozialistischen Gesellschaft. Hierin jedoch lag gerade der Bedeutungsverlust der jüdischen Intellektu-

ellen, wie der Intellektuellen überhaupt, begründet. Die Erwartungshaltung gegenüber der Arbeiterbewegung wurde enttäuscht, musste enttäuscht werden, und es entstand ein widersprüchliches Spannungsverhältnis zwischen dem Identitätsbedürfnis und der Entfaltung kritischer Potentiale. Für die Weimarer Republik bedeutete dies einen erheblichen Verlust an ohnehin nur fragiler Stabilität.

Davon unabhängig lässt sich die Feststellung treffen, wie unermesslich groß und unwiederbringlich durch die Verfolgung und Ermordung der Juden der Verlust an Erweiterung der progressiv bestimmten deutschen politischen Identität gewesen ist. Deshalb sind meine Ausführungen als ein Beitrag zur entschlossenen Weiterführung der Trauerarbeit zu verstehen und zur Sensibilisierung unserer Wahrnehmung der hier vorgetragenen historischen Befunde in einer Zeit, in der es Mode zu werden beginnt, an die Seite des sattsam bekannten Vergessens und Verdrängens nun auch noch die schrillen Schreie eines Geschichtsverständnisses zu setzen, das nichts gelernt hat.

Anhang

Grundlegende einführende Literatur zum Thema ‚Jüdische Identität‘

Brenner, Michael: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik, München 2000.

Gay, Peter: Freud, Juden und andere Deutsche. Herren und Opfer in der modernen Kultur, Hamburg 1986.

Hermund, Jost: Judentum und deutsche Kultur. Beispiele einer schmerzhaften Symbiose, Köln 1996.

Mendes-Flohr, Paul: Jüdische Identität. Die zwei Seelen der deutschen Juden, München 2004.

*Ergänzende Literatur*¹³

Bergbauer, Knut/Schüler-Springorum, Stefanie: „Wir sind jung, die Welt ist offen“. Eine jüdische Jugendgruppe im 20. Jahrhundert, Berlin 2002 (Der Schwarze Haufen – Bund jüdischer Jugend).

Bialas, Wolfgang: Zwischen geschichtsphilosophischer Distanzierung und politischer Nähe, in: Lothar Ehrlich/Jürgen John (Hg.): Weimar 1930. Politik und Kultur im Vorfeld der NS-Diktatur, Köln/Weimar/Wien 1998 (Max Horkheimer).

Buckmiller, Michael/Heimann, Dietrich/Perels, Joachim (Hg.): Judentum und politische Existenz, Hannover 2000. Hier: Walter Benjamin (Heinz Brüggemann), Werner Scholem (Michael Buckmiller u. Pascal Nafe), Gustav Landauer (Michael Buckmiller), Max Horkheimer (Joachim Perels), Ernst Bloch (Detlef Horster), Franz L. Neumann (Joachim Perels), Hannah Arendt (Gert Schäfer).

¹³ Vgl. hierzu auch Helga Grebing: Jüdische Intellektuelle in der deutschen Arbeiterbewegung zwischen den beiden Weltkriegen, in: Archiv für Sozialgeschichte 37 (1997), S. 19–38.

- Euchner, Walter: Ideengeschichte des Sozialismus Teil I, in: Helga Grebing (Hg.): Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland. Ein Handbuch, Essen 2000.
- Foitzik, Jan: Das kommunistische Intellektuellenmilieu in der Weimarer Republik. Redakteure der Roten Fahne, in: Michael Grunwald (Hg.): Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890–1960), Bern 2002.
- Grebing, Helga: Rezension von Ludger Heid, Oskar Cohn, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte Jg. 2004, S. 325–329.
- Gyßling, Walter: Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933 und: Der Anti-Nazi. Handbuch im Kampf gegen die NSDAP, Bremen 2003.
- Haar, Ingo: Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der ‚Volkstumskampf‘ im Osten, Göttingen 2000 (Hans Rothfels).
- Hackeschmidt, Jörg: Von Kurt Blumenfeld zu Nobert Elias. Die Erfindung einer jüdischen Nation, Hamburg 1997.
- Hettling, Manfred/Reinke, Andreas/Conrads, Norbert (Hg.): In Breslau zu Hause? Juden in einer mitteleuropäischen Metropole der Neuzeit, Hamburg 2003.
- Hübinger, Gangolf/Hertfelder, Thomas (Hg.): Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik, Stuttgart 2000. Vgl. hier die Beiträge von: Martin Sabrow über Walther Rathenau; Britta Scheideler über Kurt Eisner und Gustav Landauer; Gangolf Hübinger über Rudolf Hilferding.
- Kahler, Erich von: Juden und Deutsche, in: Europäische Revue 6. Jg, 2. Hbd. Juli – Dezember 1930.
- Landau, Peter: Juristen jüdischer Herkunft im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Helmut Heinrichs u.a. (Hg.): Deutsche Juristen jüdischer Herkunft, München 1993 (Ernst Landsberg).
- Ders./Rolf Rieß: Recht und Politik in Bayern zwischen Prinzregentenzeit und Nationalsozialismus. Die Erinnerungen von Philipp Loewenfeld, Ebelsbach 2004.
- Oppenheimer, Franz: Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes. Lebenserinnerungen, Düsseldorf 1964.
- Pflugmacher, Birgit (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Alfred Lichtwark und Max Liebermann, Hildesheim 2003.
- Schivelbusch, Wolfgang: Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den 20er Jahren, Frankfurt am Main 1982 (Franz Rosenzweig).
- Schüler-Springorum, Stefanie: Hannah Arendt und Königsberg, in: Michael Brocke u.a. (Hg.): Zu Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreußen, Hildesheim 2000.
- Dies.: Hans Litten 1903–2003: The Public Use of a Biography, in: Leo Baeck Institute Yearbook XLVIII (2003).
- Specht, Heike: Lion Feuchtwanger – Ein Münchner Jude, in: Mitteilungen des Freundeskreises des Lehrstuhls für jüdische Geschichte und Kultur an der Universität München, 2002.

